

Pfahlbauten

Autor(en): **Schütz, W.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 5

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634882>

Nutzungsbedingungen

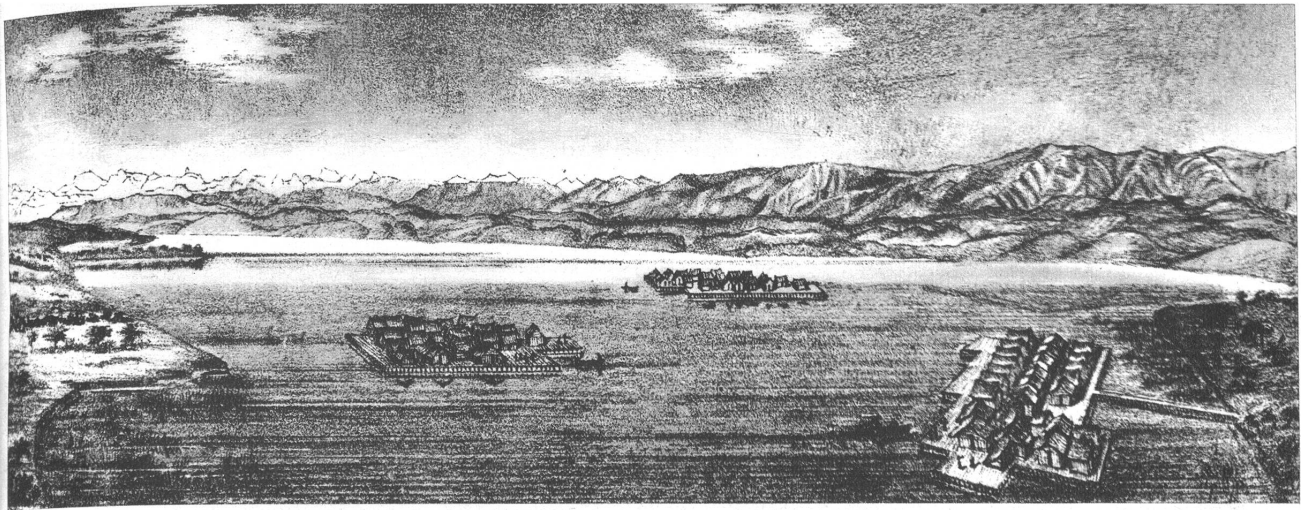
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Seegelände mit Pfahlbauten, entworfen auf Grund der Fundstellen von Ferdinand Keller



Pfahlbauer auf der Jagd. Zeichnung von Albert Anker

PFAHLBAUTEN

waren vorgeschichtliche Dörfer, die vor ungefähr 5000 Jahren an den Ufern unserer Seen oder Sümpfen auf Pfählen errichtet wurden. Sie dauerten bis etwa um das Jahr 800 vor unserer Zeitrechnung. Sie erscheinen erstmals zu einer Zeit, da der Mensch unserer Gegend die Metalle noch nicht kannte. Seine Werkzeuge bestanden damals noch aus Holz, Knochen oder meistens aus Stein, weshalb diese Kulturepoche auch „Steinzeit“ benannt wird. Pfahlbauten kennen wir auch aus der Zeit, in welcher bereits die Bronze, eine Metalllegierung aus Kupfer und Zinn, zu Waffen und Werkzeugen verarbeitet wurde; diese Kulturepoche, die etwa um 2500 vor unserer Zeitrechnung auftrat und bis etwa um das Jahr 7-800 vor Chr. andauerte, ist ausgezeichnet durch einen verhältnismässig hohen Stand der Zivilisation.



Pfahlbauwerkzeuge und Waffen, ergänzt und rekonstruiert, wie sie ursprünglich ausgesehen haben. Erhalten geblieben sind meist nur noch die Stein- und Knochenstücke, während die (ergänzten) Holzgriffe im Laufe der Jahrhunderte meist vollkommen verkohlt u. verfault sind



Das Leben auf einem Pfahlbaudorf. Gemälde von Karl Jauslin

Von der Bauart der Pfahlbau-Häuser wissen wir nur, dass sie wahrscheinlich aus verflochtenen Ästen und Lehmwänden bestanden, die auf einem, über den in den Seeboden eingerammten Pfählen errichteten Boden aufgestellt waren. Wahrscheinlich verschwanden die Pfahlbauten infolge einer Naturkatastrophe. Durch starke Regenfälle wurde der Wasserspiegel der Seen ziemlich plötzlich stark gehoben, was die Pfahlbauer zum schnellen Verlassen ihrer Wohnstätten zwang.

In der Schweiz sind über 300 Pfahlbaustationen bekannt. 250 davon gehören noch der Steinzeit an. Die weniger zahlreichen Pfahlbaudörfer der Bronzezeit waren dagegen viel grösser als die steinzeitlichen. Ueber die Geschichte der Pfahlbauer und über ihre sozialen Zustände besitzen wir nur äusserst spärliche Kenntnisse.

(Fortsetzung von Seite 116)

bemalten Kieselsteinen, die man *Seelensteine* nennt, sagen, dass diese Steine als Stammesheiligtümer in Felslöchern und Höhlen verborgen wurden. Australische Völker kennen heute noch etwas Ähnliches in den sog. Tschuringas. Im Zusammenhang mit der Altsteinzeit weiss man über die Toten folgendes: „Nach primitiver Auffassung war der Tote einem Dämon verfallen, der den Lebenden gefährlich werden konnte. Aus dieser Vorstellung heraus suchte man die Wiederkehr des Toten zu verhindern, indem man ihn *fesselte* und in der *Hockerstellung*, die das Gehen verhinderte, an seine letzte Ruhestätte brachte. Der Tote war aber nicht nur Gegenstand der Furcht, sondern auch der Verehrung. Ähnliche Vorstellungen sind heute noch den Naturvölkern geläufig. Die gebärende Frau, der kranke Mensch, der Leichnam sind ihnen „tabu“. Das ist ein polynesisches Wort (Sprache der Neuseeländer u. a.) mit der Bedeutung „verboten, weil unrein“. Der Gegenstand des Tabu ist von unheimlichen Zauberkraften erfüllt, die sich bei der Berührung übertragen können... Totenverehrung: Deswegen wurde der Tote auf dem Herde der Höhle oder in seiner Nähe beigesetzt und mit allem ausgerüstet, was ihm im Leben teuer war: Schmuck, Waffen, Ockerfarbe zum Färben seines Körpers und seiner Waffen. Die Höhle wurde nachher gewöhnlich verlassen...“ (Tschumi: Urgeschichte der Schweiz).

Schweizerische Siedlungen mittelsteinzeitlicher Art sind gefunden worden in *Birsek*, um das ganze *Bodenseegebiet*, im *Wauwilermoos* (Gemeinde Schötz im Kanton Luzern).

Die grösste Station im Kanton Bern ist der *Moosbühl* bei Moosseedorf. Die Landsiedlung dehnte sich in den sog. „Seematten“ (Südufer) etwa 105 m vom See landeinwärts aus. Die für die Mittelsteinzeit geltenden Werkzeuge aus Feuerstein wurden in grosser Menge gefunden. Die Tierknochen stammen vom Renntier, Eisfuchs, Wildpferd und Reh. Renntier und Eisfuchs waren also hier noch nicht verschwunden. Trotzdem wird der Hirsch als vorherrschendes Tier der Mittelsteinzeit oder des Mesolithikums angesehen. Die Tierknochenfunde vom Moosbühl zeigen, dass eine Station mit urgeschichtlichen Funden immer auch Besonderheiten aufweist, die manchmal aus dem Rahmen des Allgemeinen herausfallen. Etwas Besonderes sind Tonscherben, Reste von Tongefässen.

Die Abbildungen stellen durchwegs Funde vom Moosbühl dar.

Die Werkzeuge wurden meist durch geschicktes Schlagen

aus Kernstücken des Feuersteins (die Forschung sagt meist *Silex-Feuerstein*) gebildet. Man glaubt — der vielen Kernstücke wegen — der Moosbühl sei eine Feuersteinschlagwerkstätte gewesen. Dabei gebrauchte man auch den Stichel mit Spitze oder scharfer Kante zum Eintiefen und Bestimmen einer gewissen Spaltrichtung. Die *Schaber* dienten vor allen zum Behandeln der Tierfelle als Kleider. Der Gerbereichemiker Dr. Gansser, Basel, hat festgestellt, dass noch heute nordische Völker weiche und undurchlässige Felle herstellen mit Gehirnhalt und Knochenhalt von den betreffenden Tieren. Nun stellt man sich vor, dass auch die alt- und mittelsteinzeitlichen Jäger einen solchen Fettbrei herstellten und hiermit die Fleischseite der Felle mehrere Male einrieben. Dann hängten sie sie an die Sonne. Zuletzt konnten sie mit den Steinschabern — die hierfür ganz besonders geeignet sind — die fettigen Muskelfasern und Unterhautbindegewebe wegkratzen.

Der Moosbühl wird als die älteste Siedlung im bernischen Mittelland betrachtet.

Daneben vernehmen wir aus dem letzten Jahrbuch des Bernischen Historischen Museums, dass auch andere Fundplätze im Kanton Bern mittelsteinzeitliche Spuren zeigen. Da wird vor allem die Gemeinde *Pieterlen* genannt. Hier wohnt der eifrige Urgeschichtsforscher David Andrist. Sein Forschereifer ist bereits auf seine Sekundarschüler übergegangen. Verschiedene Schüler fanden: *Stichel* aus gelbem, durchscheinendem Feuerstein; einen blässrötlichen Feuerstein mit breiten Kerben; einen rundlichen *Schaber* aus hellgrauem Feuerstein; ein *querschneidiges Werkzeug* aus bläulichem Feuerstein, das zum Öffnen der Muscheln diente. Ein Landwirt fand ein *Kernstück* aus gelbem Feuerstein und eine Tonscherbe.

Ueber einen Fund in der Gemeinde *Oberalchenstorf* (Amt Burgdorf) hören wir: „Auf dem Acker Steinler, Flur Hummleren, fand man bei Pflugarbeiten ein *Steinbeil* aus Sandstein, von 7,3 cm Höhe, 5,3 cm Breite und 3 cm Dicke. Die halbkreisförmige Schneide ist sehr deutlich herausgearbeitet. Das Stück wurde in der Nähe einer fliessenden Quelle gefunden; dies und das weiche Gestein lassen kaum auf praktische Verwendung, sondern eher auf einen Weihefund an eine Quellgöttin schliessen... Auf dem Acker machte W. Flückiger (ein eifriger bernischer Urgeschichtsforscher) später weitere Funde, nämlich eine *Feuersteinspitze* und eine *Stielspitze*, vermutlich der Mittelsteinzeit.“

W. Schütz, Ittigen.

Unsere Konzerte

wek. — Während sich die Schweiz einerseits erst sehr spät der allgemeinen Musikpflege zuwandte, so nimmt sie jedoch andererseits besonders in der Entwicklung und Förderung des Chorgesanges eine führende Stellung ein. Auf diese, in der Tradition wurzelnde Kultur dürfen wir mit Recht stolz sein.

August Oetiker, der auf eine vierzigjährige Tätigkeit als Chorleiter zurückblicken kann, wurde letzten Sonntag gebührend gefeiert. In Bern versammelten sich die unter seiner Führung stehenden Chöre von Bern, Burgdorf, Frutigen-Niedersimmental, Interlaken, Thun und boten im Zusammenwirken mit vier unserer besten bernischen Solisten (Helene Fahrni, Elisabeth Gehri, Erwin Tüller, Felix Löffel) und dem Berner Stadtorchester eine Fülle bedeutender Schöpfungen, auf die hier im einzelnen leider nicht eingegangen werden kann.

Die Vision des Brahms'schen Schicksalsliedes und die überdimensionale Dithyrambe von Othmar Schoeck überstrahlten das ganze, fast dreistündige Konzert, doch standen ihnen die übrigen a capella Chöre und Sologesänge in nichts nach. Besonders hervorgehoben sei nur Oetikers zartes Ave Maria, das von Elisabeth Gehri, Aida Stucki (Violine) und dem Komponisten am Flügel innig wiedergegeben wurde. Oetiker erntete für seine vielseitige Leistung den herzlichen Dank eines zahlreichen Publikums und wurde mit Blumen beschenkt. Als Gastdirigent wirkte ferner Othmar Schoeck, dessen vitale Auslegung sich auf Orchester und Solisten sehr vorteilhaft übertrug. Die Leistung des Riesenchores beweist klar, was August Oetiker als Erzieher in jahrelanger, zielbewusster Arbeit erreicht hat. Der Jubilar darf stolz sein auf dieses aussergewöhnliche Re-

sultat, das einen Abschnitt, doch noch lang nicht einen Abschluss seiner erfolgreichen Tätigkeit darstellt.

Am Vorabend dieser festlichen Veranstaltung gedachten die Konzertgeber des 200. Todestages von **W. A. Mozart**. Es ist erfreulich, dass doch noch nachträglich grosse Werke des Meisters in der Bundeshauptstadt aufgeführt wurden. Das im Manuskript unvollendet nachgelassene Requiem wurde von Chor und Solisten in edler Verinnerlichung und in klarer Abstufung der zwölf Messeteile vorgetragen. Dieses einzigartige mystische Opus wurde eingerahmt durch Mozarts Laudate Dominum und Ave verum und ergänzt durch die g-moll-Symphonie, ein Programm, wie man es sich nicht geschlossener wünschen könnte. Es waren Stunden weihvoller Einkehr, für die das ausverkaufte Haus tiefempfindenden Dank wusste.